

C A M I L L A
LÄCKBERG
H E N R I K
FEXEUS

**SCHWARZ
LICHT**

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

KRIMINALROMAN

KNAUR 

Camilla Läckberg & Henrik Fexeus

SCHWARZLICHT

K R I M I N A L R O M A N

Aus dem Schwedischen von Katrin Frey

Über dieses Buch

Die tiefste Dunkelheit lauert im Menschen selbst.

Eine Frau wird tot in einer von Schwertern durchbohrten Kiste gefunden. Missglückter Zaubertrick oder brutaler Mord? Die Stockholmer Kommissarin Mina Dabiri bittet den Mentalisten Vincent Walder um Hilfe. Wie Mina kommt auch Vincent mit Menschen nicht sonderlich gut zurecht, doch er hat ein Talent dafür, aus kleinsten Details erstaunliche Schlüsse über die Psyche eines Täters zu ziehen. Als Mina ein weiteres Opfer ausfindig macht und Vincent einen Countdown entschlüsselt, wird klar, dass die beiden einem Serienmörder auf der Spur sind. Und diese Spur führt an den dunkelsten Ort ...

Düster, fesselnd, außergewöhnlich: Auftakt der neuen schwedischen Krimireihe von Bestsellerautorin Camilla Läckberg & Mentalist Henrik Fexeus

Inhaltsübersicht

Februar

März

April

Mai

Juni

Juli

August

September

Oktober

Dank

Februar

Tuva trommelt nervös mit den Fingern auf den Tresen. Sie ist immer noch im Café am Hornstull, obwohl sie längst Feierabend haben müsste. Ein Kunde, der sich soeben in der Ecke niedergelassen hat, sieht genervt zu ihr herüber, und sie wirft ihm einen Blick zu, der töten könnte. Sie prägt sich sein Aussehen ein und nimmt sich vor, diesem Kunden beim nächsten Mal kein Herz auf den Cappuccino zu streuen. Eher einen Mittelfinger.

Wenn sie unpünktlich ist, bekommt sie schlechte Laune. Und jetzt ist sie richtig spät dran. Ohne nachzudenken, streicht sie sich das lange blonde Haar hinters Ohr. Vor einer halben Stunde hätte sie Linus vom Kindergarten abholen müssen. Gegen die finsternen Mienen des Personals ist sie mittlerweile immun, aber ihr zweijähriger Sohn wird traurig sein. Und Tuva ist nicht jemand, der Kinder traurig macht. Vor allem Linus nicht. Sie weiß nicht, wie oft sie schon gesagt hat, dass sie für ihn sterben würde. In Wirklichkeit ist es nicht ganz so einfach. Die Götter wissen, wie viel Mühe sie sich gibt. Extrem viel. Sie bindet sich die Schürze ab, öffnet den Putzschrank und wirft die Schürze auf den proppenvollen Wäschekorb. Sie kann erst gehen, wenn sie abgelöst wird. Wo um alles in der Welt bleibt er?

Martin, der Vater von Linus, war an dem Tag, als sein Sohn zur Welt kam, verreist. Tuva hat ihm das nicht zum Vorwurf gemacht, schließlich war sie zwei Wochen vor dem errechneten Termin mit dem Krankenwagen in die Klinik gebracht worden. Seltsam fand sie jedoch, dass Martin sie auch in den darauffolgenden Tagen nicht auf der Wochenstation besuchte. Die Entbindung war nicht ohne Komplikationen verlaufen. Sie war zu erschöpft gewesen, um sich alles genau zu merken, und erinnerte sich nur vage an Ärztinnen, die ihr und dem Baby immer wieder Blut abnahmen und schließlich fanden, dass alles gut sei. Genau wie Martin in den kurzen Textnachrichten, die sie während des Krankenhausaufenthalts erhielt. Er würde kommen, schrieb er, müsse nur vorher noch ein paar Dinge erledigen. Im Gegensatz zu den verschwommenen Tagen auf der Wochenstation hatte sich ihr die leere Wohnung, die sie und Linus bei ihrer Rückkehr erwartete, messerscharf ins Gedächtnis gebrannt. Während sie unter Schmerzen ihren gemeinsamen Sohn zur Welt gebracht hatte, hatte Martin seine Sachen gepackt und die Wohnung verlassen. Das hatte er offenbar mit den Dingen gemeint, die er noch »zu erledigen« hatte. Seitdem hatte sich das feige Arschloch weder blicken noch von sich hören lassen. Vielleicht auch besser so, denn sie hätte ihn höchstwahrscheinlich umgebracht, wenn er wieder aufgetaucht wäre.

Stattdessen hatte sie sich ganz auf Linus konzentriert. Sie und Linus gegen den Rest der Welt, wobei diese Welt leider viel zu oft zwischen ihnen steht. Wie zum Beispiel jetzt. Daniel, der für die Nachmittagsschicht eingeteilt war, hätte schon vor einer Stunde hier sein sollen, war aber noch immer nicht da. Sie musste ihn anrufen, um ihn zu wecken. Mittags um halb zwei. War sie mit einundzwanzig auch so verantwortungslos gewesen? Vermutlich. Kein Wunder, dass es mit ihm nicht funktioniert hatte. Sie sieht auf ihre Uhr.

Verfluchte Scheiße!

Sie schlüpft in ihre Daunenjacke und setzt sich die Mütze auf, dann macht sie zwei doppelte espressos. Einen in einer normalen Tasse und einen im Pappbecher zum Mitnehmen.

Vermutlich hat Matti mal wieder den Schwarzen Peter gezogen und muss im Kindergarten auf sie warten. Matti, der Kindergärtner, den ihr Sohn manchmal Papa nennt. Matti wirft ihr jedes Mal diesen Blick zu, der sagen will, dass sie mehr Zeit mit ihrem Kind verbringen sollte, anstatt so viel zu arbeiten. Tja, vielen Dank für das schlechte Gewissen. Als ob es nicht reichen würde, sich mit Linus' Tränen auseinandersetzen zu müssen, weil er wieder mal nicht weiß, wann seine Mama endlich kommt.

Der Espresso ist in dem Moment fertig, als Daniel verschlafen hereinspaziert. Mit ihm kommt die bittere Februarkälte, und einige Gäste schlottern demonstrativ,

aber Daniel scheint keine Notiz davon zu nehmen. Oder es ist ihm egal. Wie ist sie bloß auf die Idee gekommen, ihn jemals auch nur ansatzweise attraktiv zu finden?

»Hier«, sagt sie so eisig, wie das mit einer einzigen Silbe möglich ist, und schiebt ihm die Espressotasse über die Theke. »Den wirst du brauchen. Ich haue ab.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, schnappt sie sich ihren Pappbecher, rast raus in den Schnee, der gar nicht schmelzen will, und prallt, weil sie überhaupt nicht aufpasst, mit einem älteren Paar zusammen.

»Verzeihung, ich bin spät dran, muss mein Kind vom Kindergarten abholen«, murmelt sie, ohne die beiden anzusehen.

»Nun, Kinder versetzen einen ja immer wieder in Erstaunen. Oft können sie sich durchaus selbst helfen.«

Die Stimme klingt freundlich und nicht vorwurfsvoll.

Tuva antwortet nicht, aber sie ist erleichtert, dass ihre Ungeschicklichkeit keinen Ärger provoziert hat. Die Menschen sind so unglaublich empfindlich. Es haben schon mehrere Gäste nicht nur auf einer chemischen Reinigung, sondern auch auf einer ordentlichen Entschädigung bestanden, als sie ihnen versehentlich Kaffee auf die Kleidung geschüttet hatte. Sie lächelt dem Paar entschuldigend zu. Der Espresso in Tuvas Hand schwappt über, und ihr wird auf diese Weise bewusst, dass sie für so was jetzt wirklich keine Zeit hat. Sie murmelt noch eine Entschuldigung und hetzt im Laufschrift weiter zur U-

Bahn. Den Espresso trinkt sie unterwegs. Zuerst verbrennt sie sich die Zunge, dann spürt sie die viel zu heiÙe und bittere Flüssigkeit im Magen. Sie schmeckt nach Chemie, fast wie Medizin. Sie muss dringend die Maschine reinigen. In der kalten Luft wirkt der Kaffee fast noch heiÙer.

Wenn sie Linus abgeholt hat, will sie mit ihm zusammen ins Café zurückkehren. Dort soll er auf Daniels Rechnung so viele Zimtschnecken essen dürfen, wie er will, das geschieht Daniel recht. Zum Teufel mit Makkaroni und Fleischbällchen. Morgen wird sie verreisen, aber heute Abend geht es nur um Linus und sie.

Als sie den Treppenschacht der U-Bahn erreicht, knicken ihr ohne Vorwarnung die Beine weg. Sie schreit auf und kann sich gerade noch am Geländer festhalten. Zum Glück ist sie nicht gestürzt. Sie muss wohl gestolpert sein. So eilig hat sie es doch nun auch wieder nicht. Sie muss ja nicht grade grün und blau am Kindergarten ankommen.

Sie will sich wieder aufrichten, aber in ihren Beinen scheinen keine Knochen mehr zu sein. Die FüÙe geben einfach unter ihr nach. Ihr ist schwindelig. Und übel. Fast so, als würde sie gleich ohnmächtig werden. Es ist das gleiche Gefühl wie damals, als sie so viele Medikamente bekommen hat. Bei der Entbindung.

Linus.

Ich komme.

Sie versucht, sich am Geländer hochzuziehen, aber ihre Arme sind ellenlang. Das Treppengeländer schwebt weit

über ihrem Kopf, und sie hat sowieso keine Ahnung mehr, wozu es eigentlich da ist. Am Rand ihres Blickfelds tanzen dunkle Flecken. Plötzlich dreht sich ihre Welt mehrmals um sich selbst, und eine leise Stimme in ihrem Innern sagt, dass sie jetzt die Treppe runterfällt. Sie merkt nichts davon.

Das Erste, was Tuva bemerkt, als sie wieder aufwacht, sind die Schmerzen in Armen und Beinen. Sie liegt nicht bequem. Sie macht ein schmatzendes Geräusch mit den Lippen und räuspert sich. Ihr Mund ist trocken. Sie hat noch den Rest eines schalen Geschmacks auf der Zunge, den sie nicht einordnen kann. Es dauert ein paar Sekunden, bis sie wieder vollständig bei Bewusstsein ist, erst dann wird ihr klar, dass sie gar nicht liegt. Sie kniet vielmehr in leicht vornübergebeugter Haltung. Von allen Seiten drücken Wände gegen sie. Auch von oben, gegen ihren Nacken.

Als befände sie sich in einer Kiste.

Für einen bösen Traum tut es zu weh. Aber real kann es auch nicht sein. Ausgeschlossen. Oder? Das Holz riecht echt. Das Licht, das durch die Ritzen dringt, wirft ein Muster auf ihre nackten Arme und Beine. Ihre nackten ...? Wo sind ihre Kleider? Nicht nur die Jacke ist weg, sondern auch der Kapuzenpullover. Und die Jeans. Jemand hat sie ihr ausgezogen. Sie hockt in Unterhemd und Slip da, und das darf einfach nicht wahr sein.

Wieder schmatzt sie mit den Lippen. Der chemische Geschmack ist noch da. Es muss etwas im Espresso gewesen sein. Jemand hat unbemerkt etwas reingetan. Und sie war zu gestresst, um stutzig zu werden. Und hat alles ausgetrunken.

Als das Adrenalin durch ihren Körper rauscht, spürt sie ein Brennen auf der Haut. Sie muss hier raus. Sie schreit und drückt mit aller Kraft gegen die Seitenwände der Kiste. Das Holz gibt ein wenig nach, aber nicht genug. Weder schafft sie, die Bretter durchzubrechen, noch, die Kiste zu öffnen. Treten kann sie nicht, weil sie kniet, und daher muss sie sich damit begnügen, mit den Handflächen gegen die Wände zu schlagen, die viel zu nah sind, sodass sie nicht Schwung holen kann. Plötzlich scheint von der einen Seite kein Licht mehr herein. Neben der Kiste steht jemand.

»Lassen Sie mich raus!«, schreit sie. »Was soll das?«

Niemand antwortet. Aber sie spürt, dass da jemand ist. Sie hört Atemzüge. Sie schreit erneut, aber die Stille bleibt undurchdringlich und bedrohlich. Die Haut brennt nun am ganzen Körper. Sie schlägt erneut mit aller Kraft gegen die Wände, aber wegen der Enge kann sie ihre Kraft nicht richtig einsetzen.

»Was wollen Sie von mir?«, schreit sie. Gleichzeitig füllen sich ihre Augen mit Tränen. »Lassen Sie mich raus, bitte, dann können wir reden. Ich muss doch Linus abholen!«

Sie blickt auf ihren Arm. Das Glas ihrer Armbanduhr ist zersplittert, und der Zeiger ist auf Punkt drei stehen geblieben. Matti muss inzwischen versucht haben, sie telefonisch zu erreichen. Vielleicht fragt er sich allmählich, wo sie steckt, vielleicht sucht er schon nach ihr und wird sie jeden Augenblick in dieser Kiste finden, vielleicht ... ja, vielleicht holt sie Linus oft noch viel später vom Kindergarten ab.

Niemand sucht nach ihr.

Weil niemand sie vermisst.

Niemand weiß, dass sie entführt worden ist.

Entführt. Als ihr die Bedeutung des Wortes langsam bewusst wird, bekommt sie kaum noch Luft. Ein Klicken in der Nähe lässt sie zusammenzucken.

»Hallo?«, ruft sie.

Durch eine der unteren Ritzen an ihrer linken Seite wird ein spitzer Gegenstand aus silberfarbenem Metall in die Kiste gesteckt. Er sieht aus wie eine Schwertspitze. Langsam dringt die Klinge in die Kiste ein. Sie versucht, mit dem Oberschenkel auszuweichen, aber die Kiste ist zu eng. Die Schwertspitze berührt sie am Bein und drückt fest dagegen. Es tut weh, auch wenn das Schwert nicht ganz so scharf ist, wie es aussieht.

»Aua, was machen Sie da?«, schreit sie. »Hören Sie auf!«

Die Schwertspitze drückt auf ihren Oberschenkel, bis sie die Haut durchdringt und ein Tropfen Blut zum Vorschein

kommt. Eine prüfende Bewegung. Als ob die Person da draußen sich langsam herantasten würde. Tuva schreit noch einmal, kann aber ihr eigenes Wort kaum verstehen. Dann lässt der Druck plötzlich nach, und das Schwert wird etwa einen Zentimeter zurückgezogen.

Ein Motor beginnt zu brummen. Die Klinge vibriert und kommt wieder auf ihr Bein zu. Diesmal hält sie nicht an, als sie die Haut berührt. Tuva schreit auf, als sich die Schwertspitze in ihren Oberschenkelmuskel bohrt. Während die Klinge immer tiefer in das Gewebe eindringt, schreit sie so laut, dass sie den Motor übertönt. Der Schmerz ist ungeheuerlich. Vor ihren Augen explodieren Farben, ihre Nervenenden stehen in Flammen. Die Welt löst sich auf, es gibt nur noch Schmerz. Das Schwert hat den Oberschenkelknochen erreicht, und das Vibrieren der Klinge versetzt ihr gesamtes Skelett in Schwingung. Tuva muss sich übergeben, das Erbrochene landet auf ihren Beinen und dem blutigen Schwert. Schließlich ist die Klinge am Knochen vorbeigeglitten und durchtrennt den Muskel dahinter. Der Anblick der Spitze, die auf der anderen Seite herausdringt, ist geradezu obszön. Aus der neuen Wunde sprudelt sofort das Blut. Es läuft über ihre Beine und sammelt sich in einer Lache unter ihr. Und das Schwert steht nicht still. Es bohrt sich weiter durch ihren Oberschenkel, in Richtung des anderen Beins. Sie kann sich noch immer nicht bewegen.

»Aufhören, bitte, aufhören«, jammert sie schluchzend.
»Ich muss Linus abholen. Ich bin spät dran. Ich bin allein.«

Als das Schwert das zweite Bein durchbohrt, weiß Tuva zwar, was sie erwartet, aber auf einen solchen Schmerz kann man sich nicht vorbereiten. Sie brüllt aus Leibeskräften und hofft nur noch, bald das Bewusstsein oder gleich den Verstand zu verlieren, ganz egal, Hauptsache, nichts mehr spüren. Es vergehen einige Sekunden. Eine halbe Ewigkeit. Sie kann nichts mehr sehen. Die Klinge hat beide Beine durchbohrt und ragt nun mit der Spitze auf der anderen Seite aus der Kiste heraus. Endlich hört das Schwert auf zu vibrieren.

Aber der Motor verstummt nicht.

Tuva spürt einen Stich hinten an der Schulter, und der Teil von ihr, der noch denken kann, stirbt. Sie spürt körperlich, wie ein Teil ihres Gehirns kollabiert. Denn natürlich sind auch in ihrem Rücken Schlitzte in der Kiste. Sie versucht, sich noch weiter nach vorn zu beugen, um dem Schwert an ihrer Schulter auszuweichen, aber das steigert nur den Schmerz in ihren Oberschenkeln. Und Tuva ist nicht mehr da. Sie ist im Kreißsaal und kämpft um das Leben ihres Sohnes, sie ist in dem Café, wo sie nur durch einen glücklichen Zufall den Job bekommen hat, sie knutscht mit Daniel, und sie ist mit Martin zusammen, der ihr gerade sagt, dass er sie liebt. Sie hört, wie an ihrem Rücken Knorpel und Muskelgewebe durchtrennt werden, und denkt daran, dass Linus immer Papa zu Matti sagt.

Dann blickt sie an sich runter und sieht, wie sich die Haut unterhalb ihres Schlüsselbeins wölbt, bevor sie aufreißt und das Schwert vorn an ihrem Körper herauskommt. Es ist wie bei einem Zaubertrick. Sie ist die Assistentin des Zauberers, und gleich kriegt sie Applaus. Das hat sie im Fernsehen gesehen. Während das Schwert sich auf den Schlitz an der gegenüberliegenden Kistenwand zubewegt, färbt sich das Unterhemd auf ihrer Brust rot. Der Eisengeruch ist überwältigend.

Sie sieht Linus' blaue Augen vor sich.

Verlässt du mich auch noch, Mama?

Als sie etwas sagen will, dringt nur ein Piepsen aus ihrer Kehle.

»Bitte! Ich bin spät dran.«

Draußen tut sich etwas. Einer der Schlitze vor ihrem Gesicht wird dunkel. Ein drittes Schwert. Es ist nur zehn Zentimeter von Tuvas Kopf entfernt. Die beiden Schwerter, die sie bereits durchbohrt haben, fixieren ihren Körper.

»Nicht noch mehr«, flüstert sie.

Das Schwert bewegt sich nur langsam vorwärts, aber die Entfernung ist zu gering. Sie sieht die Spitze kurz aufblitzen, dann ist sie zu nah an ihren Augen, sie kann sie nicht genau erkennen.

Es tut mir leid, Linus. Mama hat dich lieb.

Sie zuckt zusammen, als die Spitze die weiche Haut zwischen dem inneren Augenwinkel und der Nasenwurzel berührt, sich hineinbohrt und ihr Auge punktiert. Eine

Flüssigkeit läuft ihr über die Wange, und Tuva ist auf der rechten Seite blind. Aber weh tut es nicht. Wenigstens tut es nicht mehr weh.

Wieso riecht es verbrannt?

Das ist Tuvas letzter Gedanke.

Dann schneidet ihr das Schwert ins Hirn.

März

Vincent knallte mit aller Kraft die flache Hand auf den Tisch. Das Theaterpublikum schnappte hörbar nach Luft. Er zog die Stirn in Falten und sah das Publikum vielsagend an, als er die Hand hob. Darunter lag eine geplatzte weiße Papiertüte. Nervöses Lachen durchzog den Saal, während er die Reste vom Tisch fegte.

»Unter der fünften Tüte auch nicht«, sagte er.

Bis auf einen schmalen Lichtkegel lag die Bühne im Dunkeln. Der einzelne Scheinwerfer war auf ihn, den Tisch und die Frau daneben gerichtet. Die Beleuchtung verstärkte die Dramatik der letzten Nummer. Es herrschte absolute Stille. Nicht einmal Musik lief. So wirkte das Ganze noch beklemmender. Auf dem Tisch hatten anfangs fünf nummerierte Papiertüten gestanden. Zwei davon hatte er bereits platt gehauen.

»Noch *drei*.« Er sah die Frau an. »Schauen Sie die *drei* Tüten nicht an, Magdalena, denn sonst kann ich Ihre Augenbewegungen verfolgen. Denken Sie nur an den großen Nagel. Sie sind die Einzige, die weiß, unter welcher Tüte er ist. Das Publikum hat nicht gesehen, wo Sie ihn versteckt haben, und ich habe es auch nicht gesehen. *Drei*.

Erinnern Sie sich, wie spitz sich der Nagel angefühlt hat. Denken Sie an nichts anderes.«

Die Frau schwitzte. Die Scheinwerfer waren heiß, aber vor allem war sie genauso nervös wie das Publikum. Vermutlich noch nervöser. Vincent musterte sie.

»Da Sie nicht reagiert haben, als ich *drei* sagte, und das, obwohl ich es dreimal gesagt habe«, sagte er mit nachdenklicher Miene, »ist er wahrscheinlich nicht da.«

Bevor das Publikum wusste, wie ihm geschah, schlug er fest auf Tüte Nummer drei. Der ganze Saal schrie vor Schmerz.

Zwei Tüten waren noch übrig. Seine Chancen, sich ordentlich wehzutun, standen fifty-fifty. Er wusste selbst nicht, wieso er diese Nummer immer noch im Repertoire hatte. Alle, die sie aufführten, verletzten sich früher oder später. Nach einer gewissen Zeit war es einfach unvermeidlich. Das Publikum durfte jedoch nicht merken, dass er wirklich Angst hatte. Der Trick bestand zum Großteil darin, den Eindruck zu erwecken, er hätte alles unter Kontrolle.

»Nummer zwei und Nummer vier sind noch übrig«, sagte er zu der Frau. »Stellen Sie sich den Nagel vor. In seiner gesamten, zwanzig Zentimeter langen Pracht.«

Sie schloss die Augen und nickte unglücklich.

»Erinnern Sie sich daran, wie Sie den Nagel aufrecht hingestellt haben. Unter eine dieser beiden Papiertüten.

Und zwar unter der, auf die ich besser *nicht* schlagen sollte. Nicht wahr?«

»Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich es richtig in Erinnerung habe«, jammerte die Frau.

Er zog eine Augenbraue hoch. Die Stimmung im Theatersaal war aufgeladen. Zwei Tüten. Er hielt die Hand über die eine. Dann bewegte er sie zur anderen hinüber. Eine der Tüten würde die Show mit tobendem Applaus beenden. Die andere mit einem durchbohrten Körperteil und einem Krankenwagen.

»Öffnen Sie die Augen«, sagte er.

Die Frau machte widerwillig die Augen auf und sah blinzelnd auf die Tüten. Er warf ihr einen Blick zu. Dann hob er die Hand, um auf eine der beiden Tüten zu schlagen, nahm aber, während er die Handfläche senkte, ihre vor Entsetzen geweiteten Augen wahr. Ohne das Tempo aus der Bewegung zu nehmen, änderte er die Richtung und knallte seine Hand stattdessen auf die andere Tüte. Die Frau schrie laut auf, als er auf den Tisch schlug. Mit gesenktem Kopf wartete er einige Sekunden. Dann fegte er triumphierend die zerfetzte Tüte vom Tisch und hob die letzte noch dastehende an. Der Nagel ragte wie ein aufgerichteter Speiß in die Höhe und blitzte tödlich im kalten Licht. Das Publikum brüllte und sprang zur Musik, die in diesem Moment einsetzte, von den Sitzen. Er signierte den Nagel mit einem wasserfesten Filzstift, legte ihn in die letzte Papiertüte und überreichte ihn der

sichtlich erleichterten Frau, die von einem Assistenten von der Bühne geführt wurde.

Vincent stellte sich ganz vorn an den Bühnenrand und breitete die Arme aus. Auch er brauchte seine Erleichterung nicht vorzutäuschen.

Der Applaus war ohrenbetäubend. Die Vorstellung im Theater Gävle war vorbei. Er machte eine formvollendete Verbeugung und blickte anschließend ins Parkett. Die Scheinwerfer, die während des Beifallssturms hin und her geschwenkt wurden, blendeten ihn so stark, dass er sein Publikum nicht erkennen konnte, aber das ließ er sich nicht anmerken. Der Trick bestand darin, einfach starr geradeaus zu gucken und so zu tun, als würde man jemandem in die Augen schauen. Er lachte in die Dunkelheit, in der jetzt 415 Personen stehend Vincent Walder, dem Meistermentalisten, applaudierten.

»Schön, dass Sie alle da waren«, rief er in den stürmischen Beifall.

Der Applaus und die Pfiffe wurden noch lauter. Das Theater war voll besetzt. Es war ein guter Abend gewesen. Ein sehr guter sogar. Sie war nicht da gewesen. Sie, die immer eine kleine Gefahr darstellte. Wie groß seine Erleichterung an den Abenden war, an denen sie nicht kam, gestand er sogar sich selbst nicht ein.

Er widerstand der Versuchung, die Hände schützend vors Gesicht zu halten, um das applaudierende Publikum trotz der blendenden Scheinwerfer zu sehen. Für diesen

Moment hatte er hart gearbeitet. Dies war seine Belohnung. Pures Adrenalin war das Einzige, was ihn noch aufrecht hielt. 415 Sitze. Einundvierzig plus fünf ergab sechsvierzig. Sein Alter. Jedenfalls noch ein paar Wochen.

Hör auf.

Heute war es richtig knapp gewesen. Der verdammte Nagel. Noch dazu die Schlussnummer nach einer zweistündigen Show. Schweiß lief ihm den Rücken runter, und sein Gehirn schien zu schmelzen.

Das Geheimnis bestand, wie gesagt, nicht darin, das Verhalten der Zuschauer vorherzusagen oder den Anschein zu wecken, er könnte ihre Gedanken lesen. Die Illusion bestand in der Leichtigkeit, die er vortäuschte, obwohl sein Gehirn auf Hochtouren arbeitete. Das Plakat im Foyer pries ihn als »The Master Mentalist« an. Er wünschte, er hätte sich nicht zu dieser Bezeichnung überreden lassen. Es klang so ... niveaulos. Vulgär. Andererseits ein Deckmantel, hinter dem man sich gut verstecken konnte. Es klang, als wäre er ein fiktiver Charakter, und nicht jemand, der sich am allerliebsten in seiner Garderobe auf den Fußboden gelegt und zehn Minuten lang nur auf seine Atmung konzentriert hätte. Nach der Vorstellung musste er sich wirklich zusammenreißen, dass seine Gedanken nicht mit ihm durchgingen. Heute brauchte er dafür noch länger als sonst.

Kontrolle. Neun Buchstaben. Genau so viele, wie es auf den oberen Rängen Sitzreihen gab.

Hör auf.

Vincent sah hinauf zur oberen Loge, wo er im ersten Akt vier Personen dazu gebracht hatte, den eigenen Namen zu vergessen. Jede Reihe hatte dreiundzwanzig Sitze. Das machte zweihundertsieben Sitze.

Vom oberen Rang piff jemand auf zwei Fingern.

Tief Luft holen und den Gedanken nicht zu Ende denken.

207 Plätze. Am zwanzigsten Siebten fand die letzte Show dieser Tournee statt. Dreiundzwanzig Sitze pro Reihe, insgesamt neun Reihen, also drei plus zwei plus neun, das ergab vierzehn, und genau so viele Vorstellungen hatte er noch vor sich.

Hör auf, hör auf, hör auf.

Er biss sich auf die Zunge.

Vincent verbeugte sich zum letzten Mal. Dann ging er von der Bühne ab. Vor dem Samtvorhang, hinter dem der Aufenthaltsraum lag, blieb er stehen und zählte im Kopf. Eins. Wenn er bis zur Zehn kam, ohne dass der Beifall nachließ, würde er für ein letztes Dankeschön ans Publikum auf die Bühne rennen. Aus dem dunklen Nebenraum näherte sich ein Schatten. Eine Frau um die dreißig. Drei. Ihm wurde eiskalt. Sie war doch gekommen. Vier. Diesmal hatte sie nicht gewartet, bis die Vorstellung vorbei war. Fünf. Wie schaffte sie es nur immer wieder bis zur Bühne? Während seiner Auftritte durfte sich dort

niemand aufhalten. Derjenige, der sie durchgelassen hatte, würde Ärger kriegen. Er hatte doch alle aufgefordert, nach dieser Frau Ausschau zu halten. Und zwar nicht, um ihr den Weg zu zeigen, sondern um sie ihm gefälligst vom Leib zu halten. Sechs. Wenigstens würde er nun erfahren, wie sie aussah. Dunkler Pferdeschwanz. Rollkragenpullover. Schwarze Jacke. Sieben. Augen, die sich für einen Moment weiteten, bevor sie etwas sagte. Er hatte keine Ahnung, wie gefährlich sie wirklich war. Acht. Er legte den Zeigefinger an die Lippen, damit sie still war, und zeigte mit dem Daumen in Richtung Bühne. Er war noch nicht fertig. Vielleicht hatte die Bühne ja einen zweiten Ausgang, durch den er nach dem Schlussapplaus entweichen konnte. Neun. Jetzt nicht an die Frau denken. Tief Luft holen und lächeln. Zehn. Er rannte wieder ins Scheinwerferlicht.

»Danke, danke, Sie sind einfach zu freundlich!«, rief er.
»Ich kann ja verstehen, dass Sie lieber sitzen bleiben würden, aber ich fürchte, die Wirklichkeit erwartet Sie schon sehnsüchtig. Es ist Zeit, sich wieder hineinzustürzen. Und falls Ihnen irgendetwas, das an diesem Abend passiert ist, heute Nacht den Schlaf rauben sollte, dann vergessen Sie nicht: Wahrscheinlich war alles nur ein Scherz.«

Er machte eine Pause.

»Nehme ich an.«

Das Publikum lachte laut. Die Anspannung löste sich. Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Es funktionierte jedes Mal. Obwohl er es überhaupt nicht eilig hatte, der

Frau zu begegnen, rannte Vincent von der Bühne, bevor sich die Zuschauer zum Gehen wandten. Es machte keinen guten Eindruck, wenn der Künstler noch dastand, während die Leute den Saal verließen. Und wenn sie, so wie heute, ihre Winterjacken von der Garderobe holen mussten, dann standen sie in dem naiven Versuch, den unvermeidlichen Schlangen zuvorzukommen, noch ein bisschen früher auf. Die Frau erwartete ihn im Nebenraum hinter dem Samtvorhang.

»Sie ist hier«, sprach er leise ins Mikrofon. »Der Wachschutz soll sofort kommen.«

Er war nicht sicher, ob es funktionieren würde, aber wenn er Glück hatte, hörten ihn die Tontechniker noch, obwohl der Ton im Saal schon abgeschaltet war. Die meisten Fans, die sich ihm näherten, waren nett, aber während der Vorstellung wollte er nicht überrascht werden. Vor allem nicht von einer Frau, die bekannt dafür war, gleich nach seinem Auftritt die Bühne zu stürmen. Sie konnte doch nicht ganz richtig im Kopf sein. Andererseits war er ihr zum Glück noch nicht persönlich begegnet. Bis jetzt.

Es fiel ihm schwer, klar zu denken. Nach der Show dauerte es immer ein bisschen, bis sich sein Gehirn auf normale Betriebstemperatur abgekühlt hatte. Im Moment war er nicht in der Lage, die Situation nüchtern zu analysieren. Bevor der Wachmann nicht da war, blieb ihm

jedoch nichts anderes übrig, als freundlich zu sein. Und Abstand zu halten.

Um Zeit zu gewinnen, zeigte er auf die wenigen Stufen zum Warteraum hinter der Bühne. Sie ging voraus. Die kleine Treppe hatte genau sieben Stufen. Oje. Vincent ging die letzte Stufe zweimal runter, um auf eine gerade Zahl zu kommen. Die Frau schien es nicht zu bemerken.

Vincent und die Frau gelangten in einen Raum, der wie ein gewöhnliches Wohnzimmer eingerichtet war. Wo blieb denn bloß der Wachschatz? Auf dem Tisch standen vier ungeöffnete Flaschen Mineralwasser der Marke Loka. Vincent zog das Jackett aus und warf es auf eins der Sofas. Er drehte eine Flasche um, damit alle Etiketten in dieselbe Richtung zeigten. Die Frau behielt ihre Jacke an. Er wischte sich das Gesicht mit einem Feuchttuch ab, um die Theaterschminke zu entfernen. Die Frau rümpfte fast unmerklich die Nase. Gut. Alles, was dazu führte, dass sie lieber das Weite suchte, war für ihn von Vorteil. Hoffentlich roch er auch nach Schweiß.

»Ich möchte nicht unhöflich sein«, sagte er, »aber eigentlich hat hier niemand Zutritt.«

Er öffnete eine Flasche Mineralwasser und schenkte sich ein Glas ein. Argwöhnisch betrachtete er die Kohlensäurebläschen.

»Sie können das nicht so weitermachen«, sagte er schließlich. »Der Bühnenbereich ist nur dem Team vorbehalten, und ...«

Die Frau unterbrach ihn, indem sie sich vorstellte.

»Mina«, sagte sie. »Mina Dabiri. Ich bin von der Polizei.«

Dann richtete sie schnell wieder die Flasche aus, die er versehentlich ein Stück verdreht hatte, als er sich eine nahm, und sorgte auf diese Weise dafür, dass alle Etiketten in genau dieselbe Richtung zeigten, bevor sie ihm die Hand gab. Vincent verstummte und erwiderte den Händedruck. Dem Meistermentalisten fehlten plötzlich die Worte.

Mina betrachtete den Mann, der ihr an dem kleinen dunkelbraunen Tisch gegenüber saß. Vincent Walder. Sie hatte auf ihn gewartet, während er sich umzog. Auf der Bühne hatte er einen eleganten, aber schlichten dunkelblauen Anzug mit schwarzem Hemd getragen. Nun war er in weißem T-Shirt und schwarzer Jeans um einiges lässiger gekleidet. Obwohl in Gävle noch tiefster Winter herrschte, es war schließlich erst März, hatte sich Vincent keine Jacke übergezogen.

Zu ihrem eigenen Erstaunen stellte sie fest, dass sie sein Äußeres attraktiv fand. Das passierte ihr selten. Allerdings kam ihr eher das Wort schick in den Sinn. Selbst in Jeans und T-Shirt strahlte er eine gepflegte, etwas altmodische Eleganz aus, die jedoch im Anzug noch deutlicher zu sehen war.

Mina hätte lieber ungestört mit ihm gesprochen, aber Vincent brauchte dringend etwas zu essen.

Planänderungen waren nie gut, aber in diesem Fall musste sie ihm die Entscheidung überlassen. Schließlich war sie zu ihm gekommen. Und deshalb blieb ihr nun nichts anderes übrig, als eine heikle polizeiliche Angelegenheit in Harrys Krug zu besprechen, einem der wenigen Lokale in Gävle, die nach zweiundzwanzig Uhr noch geöffnet waren.

Vincent wirkte nach der Vorstellung erschöpfter, als sie gedacht hatte. Hoffentlich war er wieder fit, wenn er etwas gegessen hatte. Die Kneipengäste, die sich am Tresen in südschwedischem Dialekt unterhielten, lenkten sie schon genug ab. Vermutlich besuchten sie eine Konferenz in einem der umliegenden Hotels. Mit ihren Namensschildern, die sie an Schlüsselbändern um den Hals hängen hatten, sahen sie wie etwas zu groß geratene Schulkinder aus.

Die Luft war so von Bier und erwartungsvollen Pheromonen geschwängert, dass sie am liebsten einen Mundschutz aufgesetzt hätte, sie schob diesen Gedanken jedoch beiseite und konzentrierte sich wieder auf Vincent. Da es im Polizeiregister keine Informationen über ihn gab, hatte sie sich anders behelfen müssen. Dank Wikipedia und Google wusste sie jetzt, dass er in einem Monat siebenundvierzig wurde, den Namen Walder angenommen hatte und seine Berufsbezeichnung »Mentalist« war.

Seine Homepage informierte darüber, dass ein Mentalist jemand war, der Psychologie, Suggestionen und geheime

Tricks anwendete, um beispielsweise die Illusion zu erzeugen, er besitze mediale Fähigkeiten oder könne Gedanken lesen. Aus den Interviews, die sie recherchiert hatte, ging hervor, dass er sich auch mit herkömmlicher Zauberkunst auskannte. Sie hatte ihn zwar aufgesucht, weil sie sich seine Menschenkenntnis zunutze machen wollte, aber angesichts des Zustands, in dem sie die Leiche gefunden hatten, waren grundlegende Kenntnisse der Zauberkunst auch nicht zu verachten. Was er früher gemacht hatte oder wo er geboren war, hatte sie nicht ermitteln können. Laut Wikipedia war Vincent schon seit fünfzehn Jahren als Mentalist tätig, war aber einer breiten Öffentlichkeit erst seit Kurzem dank einer Fernsehserie auf TV4 bekannt.

In einer Folge hatte er vor versteckten Kameras ein psychologisches Experiment durchgeführt. Vincent hatte einen zufällig ausgewählten und nichts ahnenden Mann über längere Zeit unmerklich mit Suggestionen und hypnotischen Befehlen bombardiert. Am Ende hatte der arme Mann eines Nachts »VINCENT WALDER« an eine Mauer in einem Industriegebiet gesprüht. Hundertmal. Stunden hatte er dafür gebraucht.

Die Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes vor Ort waren nicht informiert worden. Als sie den Mann fragten, was er da treibe, wusste er gar nicht, wovon sie redeten. Er hatte keine Ahnung, was er in den vergangenen Stunden

gemacht hatte, und besah sich ehrlich erstaunt die Farbflecke auf seinen Händen und seiner Kleidung.

Mina hatte die Sendung nicht gesehen, erinnerte sich aber noch, dass alle darüber gesprochen hatten. Das Ganze hatte enorme Wellen geschlagen. Viele fanden die Täuschung unmoralisch. Vincent erklärte, er habe über Fanatismus aufklären wollen, indem er demonstrierte, dass man selbst die absurdesten Ideen in unserem Unterbewusstsein verankern konnte. Das Verhalten von Menschen ließ sich steuern. Die Idee mit der Wand war offenbar eine Hommage an einen Monty-Python-Film, und seinen eigenen Namen hatte er gewählt, weil ihm angeblich nichts Unverfänglicheres eingefallen war. Und außerdem, sagte er, signiere jeder Künstler seine Werke. Dieses Zitat wurde eine Weile auf Instagram verbreitet und verschwand schließlich wieder in der Versenkung.

Eine Sekunde bevor der Kellner einen Hamburger vor Vincent stellte, drangen die Gerüche von Frittierfett und gegrilltem Fleisch in Minas Nase. Neben dem Teller standen Schälchen mit Mayonnaise und Ketchups. Mina zuckte zusammen. Auf dem Weg von der Küche waren die Schälchen für jeden zugänglich gewesen. Unfassbar unhygienisch. Instinktiv nahm sie ein neues Fläschchen Desinfektionsgel aus der Handtasche und rieb sich gründlich die Hände ein.

»Nach der Show brauche ich Kohlehydrate«, sagte der Mentalist entschuldigend. »Sonst kann ich nicht klar

denken.«

Er tunkte ein paar Pommes frites in die Mayonnaise und steckte sie sich in den Mund. Mina beobachtete ihn genau. Sollte er die Fritten ein zweites Mal eintunken, würde sie ihn von der Liste der Menschen, mit denen sie näher zu tun haben wollte, streichen müssen. Doch er stippte sie nur einmal ein. Grund zur Hoffnung.

»Und bitte entschuldigen Sie mein Benehmen vorhin«, sagte er. »Ich habe Sie verwechselt. Wir hatten Probleme mit einer etwas ... übermotivierten ... Bewunderin. Ich wollte nicht unfreundlich sein.«

Sie winkte ab. Der Kellner brachte Vincent ein Bier und ihr eine Cola Zero. Sie nahm einen Wegwerftrinkhalm aus der Tasche, entfernte die Papierhülle und stellte ihn ins Glas. Vincent zog eine Augenbraue hoch, sagte aber nichts.

Als der Kellner außer Hörweite war, begann sie zu reden.

»Sie sind mir empfohlen worden«, sagte sie leise. »Wenn ich es richtig verstanden habe, kennen Sie sich hervorragend mit der menschlichen Psyche und auch mit Zauberei aus. Und wir brauchen jemanden, der auf beiden Gebieten Experte ist.«

Er nickte und trank einen Schluck Bier.

»Als ich jünger war, habe ich viel gezaubert«, sagte er. »Aber mit zwanzig ist mir klar geworden, dass Kartentricks beim anderen Geschlecht nicht gut ankommen. Deshalb habe ich damit aufgehört.«